

Würde ich in San Francisco wohnen, ginge ich in die alten bauchigen Buchhandlungen und würde in den Beatnikbüchern und der Abteilung Ecopoetry schmökern. Die deutsche Literatur würde ich tunlichst meiden. Dann würde ich zu den Piers fahren und etwas aus dem Meer essen, battered shrimps oder clam chowder, oder nur ein Bier trinken, wenn das Meer schon zu verseucht wäre. Oder zwei, weil das so deprimierend wäre. Dann würde ich durch Chinatown schlendern, in meinem Kopf Bilder von alten Filmen, die hier spielten, und die bereits vergilbten Fotos von bereits verblässenen Präsidenten, die im Restaurant Oriental Pearl gespeist haben, anschauen und mir Gedanken machen zur Vergänglichkeit der Welt, und meiner eigenen. Und immer wieder der Blick auf die Golden Gate in der neblig überhauchten Bay, still gold, still great, der die Gedanken unterbricht, wegwischt. Am Abend dann ein Rockkonzert in einer Studentenkneipe in Berkeley, be sure to wear flowers in your hair.

KOLUMNE



Rolf Hubler

Gespräche mit Jeffrey Yang in Saint Orres

Wenn es mir zuviel würde in der grossen Stadt, würde ich ins Sonoma oder ins Napa fahren, nahe bei den Bären durch die Wälder spazieren, und wenn es mir viel zuviel würde, die ständige Angst vor den Beben, den kleinen und dem ganz grossen, die der Preis sind für die zurückgelehnte Existenz, die man hier führen kann, dann würde ich weiter hochfahren bis zum Russian River, nach Gualala, nirgends ist das Licht gleissender als dort, nicht einmal in Cádiz, es überstrahlt mich, ich werde eine weisse, knisternde Hülle, und ich wäre dort, wo ich das Ziel der Ziele verortet hätte, also dort, wo ich nicht hin dürfte, weil das oberste Ziel ein gefährliches Ziel ist, nach dem mir nichts mehr zu erträumen einfiele. Aber ich würde ja wieder weg, ich hätte ein Rendez-vous mit Jeffrey Yang, in den rückwärtigen Gästeräumen des Saint Orres Hotels mit seinen russischen Zwiebeltürmchen, um vier Uhr nachmittags, wenn noch alles leer ist, keine Gäste da, nur der mächtige, azurn strahlende Pazifik, an dessen anderem Ende die fahl leuchtenden roten Papierlampions die

Küste des Kontients Asien erleuchten, und draussen hört man das Schwirren der Paradiesvögel, wie sie an den Honigdispensern saugen, die im Walmart für 1 Dollar und 35 Cents zu haben sind. Wir würden sprechen über die Gefährdung der Welt, über den immanenten Zusammenbruch der Systeme, und wir würden es engagiert und zurückgelehnt zugleich tun, und er würde sagen: Wie leicht verliert man sich im Seetangwald, und ich würde denken: Er ist ein edler Vertreter der Ecopoetry-Strömung, weil er weder in ihre Schablone passt, noch sich vor ihre Kutsche spannen lässt, und denken würde ich noch: Nur hier sind solche Strömungen möglich, weil hier jeder Tag the Big One sein könnte, und ich würde ihm erzählen von Saatkrähen und der Entwicklungsgeschichte der Caniden, und beide würden wir keinen Augenblick überlegen, ob die Freundschaft auf tönernen Füßen stehe und hinterfragt werden müsse. Wir würden nicht merken, dass es Nacht geworden ist, und dass Gäste um uns herum tafeln. Weit draussen im Pazifik ein Wider-

schein von schwachem, rötlichem Licht.

Ich würde, ich würde, ich würde.

Ich werde nicht nach Berlin gehen, wie Frisch, dessen Tagebuch ich soeben fertiggelesen habe. Im Kindle, einem kalifornischen Produkt. Ich werde nach Gualala gehen, weg von den Versicherungen, der AI, dem Paradeplatz, dem Bundesamt für Statistik, den adretten Renaturierungen, den akkurat an den zu fallenden Bäumen angebrachten roten Punkten, den genauen Mindestabständen und ausgeklügelten Tarifverbänden, hin zum Sankt-Andreas-Graben, den Bären, Asien und Jeffrey, mit dem ich mich, anders als mit Frisch, gern weiter unterhalten würde. Morgen werde ich dazu wieder Gelegenheit haben: Saint Orres, Russian room, hinterster Tisch, 16 Uhr. Kein Regen gemeldet. Nehme ich wenigstens an. Hab Meteo nicht geschaut.

Info: Rolf Hubler war bis Ende 2013 Präsident der «Literarischen Biel». Seither Mehrleser. Und Mehrarbeit an einem Roman.